

Erinnerungen eines „Vertriebenen“ aus Tilsit (Ostpreußen - heute Sowjetsk russisches Staatsgebiet)

Erlebnisbericht von Herrn Erwin Feige, geb. 17.03.1935 in Tilsit

Flucht und Vertreibung

Am Schicksal meiner Eltern mit ihren Kindern sowie den Schicksalen meiner Großeltern möchte ich die breite Palette schlimmster Leiden und glücklicher Umstände ab Sommer 1944 bis zum Frühjahr 1945 schildern.

Wir, die vier Kinder Erwin, Marianne, Gerhard und Bernhard, von Elly und Walther Feige lebten sorglos und ohne Angst vor den Kriegsgeschehnissen bis Juni/Juli 1944 in Tilsit, in der Sommerstrasse 27, dem so genannten „Feuerwehrblock“.

Als Angehöriger der Tilsiter Berufsfeuerwehr wurde unser Vater nicht an die militärische Front geschickt und konnte bis zum Einsetzen der Bombenangriffe auf Tilsit, fast täglich noch unserer Mutter Unterstützung in der Erziehung von drei „Lorbassen“ und einem „Marjellchen“ geben.

Im wahrsten Sinne des Wortes änderte sich unsere „Heile Welt“ durch einen Bombeneinschlag „schlagartig“. Bereits beim ersten Bombenangriff auf Tilsit wurde unser Wohnhaus getroffen. Wir überlebten im Schutzraum des Hauses und bekamen bereits das erste Mal mit, wie nahe beieinander Todesgefahr und Glück im Kriege sind, denn in ca. einen halben Meter entfernt von unserem Sitzplatz im Schutzraum, war ein Bombsplitter geflogen. (Beim Verlassen des Schutzraumes wurden faustgroße Löcher in der Kellerwand festgestellt.)

Was muss damals meinem Vater durch den Kopf gegangen sein, als er mit seinem Löschfahrzeug durch die brennende Stadt fahrend, dann sein eigenes Wohnhaus brennend und schwer von Bomben getroffen sah, wissend, dass die eigene Familie im Schutzkeller Zuflucht gesucht hatte der nun mit Trümmern bedeckt war? Wie bereits erwähnt, wir hatten überlebt.

Für uns Kinder begann schon am nächsten Tag wieder eine schöne Zeit. Da ja unsere Wohnung nicht mehr bewohnbar war wurden wir von unseren Verwandten aus Kellminen/Elchniederung, dem Bauern- und Gasthof-Ehepaar Lenchen und Richard Reischuck mit dem Pferdefuhrwerk aus der Stadt geholt. Wir bezogen eine Wohnung an der Landstrasse Tilsit /Kreuzingen und verlebten romantische Wochen auf Wiesen, Feldern und Wegen zwischen Kellminen, Grosswingen und Auerfließ. Doch blieb uns das nahende Unheil nicht lange verborgen, denn der Kanonendonner von der näher kommenden Front aus Litauen klang immer drohender.

Am 11.Oktober 1944 erfolgte unser „Abtransport“ vom Tilsiter Bahnhof in Richtung Mitteldeutschland. Vater war am Bahnhof zur Verabschiedung, eine Militärkapelle spielte. In Erinnerung ist mir "Muss i denn, muss i denn zum Städele hinaus...". Es hieß "Nur für einige Monate müssten wir fort, der Führer bringt neue Truppen und die „Wunderwaffe“. Mit dieser Illusion fiel meinen Eltern die Trennung wohl nicht ganz so schwer.

Nach zwei Tagen Bahnfahrt endete diese noch planmäßig verlaufende „Flucht“ in Frankenberg bei Chemnitz. Der Gastwirt der „Wettinhöhe“ in Lichtenwalde musste diese „Evakuierten“ mit wenig Freude aufnehmen. Wer nahm schon freiwillig eine alleinstehende Mutter mit vier kleinen Kindern in sein Haus!?

Vor der Kapitulation am 8. Mai 1945 hatte uns der Krieg noch einmal „voll getroffen“.

Bekanntlich waren ja die Amerikaner bis in den Raum Oberlichtenau /Ottendorf bei Chemnitz vorgerückt, es muss Mitte April 1945 gewesen sein. Auf der Hauptstrasse zwischen Frankenberg und Chemnitz war sehr viel deutsches Militär unterwegs, sicher auf dem Rückzug.

Für uns Kinder waren die vielen Soldaten mit motorisierten Geschützfahrzeugen natürlich interessante Beobachtungsobjekte, für die Amis natürlich auch.

Sie reagierten für uns überraschend, indem sie mit ca. 6-7 Artillerie-Geschossen; Kaliber 15 in das Kreuzungsumfeld der „Lichtenwalder Wettinhöhe“ hineinbombten. (Zwei Stück in das Grundstück der Familie Schuster und eine in das Grundstück der Familie Kluge-Postelt).

Eine der Granaten zerstörte unsere Wohnung total. Wir hatten uns noch rechtzeitig in den Keller flüchten können. Meine Mutter mit ihren vier Gören, 10, 9, 7 und 3 Jahre alt, lag sprichwörtlich wieder „auf der Straße“. - Auch hier waren wieder Tod und glücklicher Zufall verdammt nah` beieinander.

Die Fabrikantenfamilie Hans Hartung, die ihr Wohnhaus mit Flüchtlingen bereits voll belegt hatte, aber eine beheizbare Garage besaß, bot uns für ca. drei Wochen eine dankbar angenommene Unterkunft. Bürgermeister und Herr Hartung ließen schnellstens ein so genanntes „Behelfsheim“ aus „Sauerkrautplatten“ errichten, in dem wir noch fünf Monate wohnten (gemeinsam mit Opa, Mutter und Benno Niederhübner) bis die „soziale Vertreibung“ nach Thüringen erfolgte.

Diese erneute „Vertreibung“ muss man bis heute objektiv als sozial gerechtfertigte Entscheidung der damaligen sächsischen Kommunalpolitiker anerkennen, denn im Chemnitzer Raum zeichneten sich größere Versorgungsprobleme in der Bevölkerung ab und in Thüringen war die Landwirtschaft noch aufnahmefähig für Heimatvertriebene.

Die zweite Evakuierung

Aus einem Originaldokument aus dem Nachlass unserer Eltern „Stammabschnitt-Abreisebescheinigung - Anlage 1“, geht hervor, dass wir am 11.10.1944 nach Sachsen evakuiert worden sind.

Wie im Abschnitt „Flucht und Vertreibung“ schon erwähnt, aber ebenfalls aus der genannten „Anlage 1“ geht hervor, dass die zweite Evakuierung am 10.09.1945 nach Thüringen erfolgte.

Dieser „Umzug“ hatte zwar einen realen sozialpolitischen Hintergrund, war aber trotzdem wieder eine Vertreibung. Mit Handgepäck, Koffer und Taschen, also „Unsere ganze Habe“ ging es per Handwagen aus dem „Behelfsheim“ im Zentrum von Lichtenwalde gelegen, zum Bahnhof Braunsdorf. Ca 40 bis 50 Leute, Mütter mit Kleinkindern und ältere Menschen wurden auf zwei Lkws verladen und ab ging`s nach Thüringen in das „Grüne Herz Deutschlands“.

Spät nachmittags wurden alle vor dem einzigen Gasthof des Dorfes Burkensdorf, bei Weida abgeladen. Der große Tanzsaal des Gasthofes wurde für mehrere Tage die „Gemeinschaftswohnung“ der 40 bis 50 „Ostpreußischen Sachsen“. (Es können auch „Vertriebene“ aus anderen Gebieten dabei gewesen sein.)

Wir schliefen auf Stroh, Männlein und Weiblein einträchtig beieinander. An die sicher vorhandenen hygienischen Probleme kann ich mich nicht mehr erinnern, aber positiv ist mir in Erinnerung, dass wir alle „Vertriebenen“ auf die einheimischen Familien aufgeteilt wurden, die uns verpflegen mussten.

Ich selbst kam mit meiner Schwester Marianne zur Familie Gläser. Dies ist mir deshalb so in der Erinnerung geblieben, weil ich den Sohn der Familie Gläser, Karli, ab September 1949 an der Oberschule Weida als Klassenkameraden wieder traf.

Der Aufenthalt in Burkensdorf dauerte einige Tage, bis mehrere Bauern mit großen Leiterwagen vorfuhr und die „Vertriebenen“ zum Unterbringen in den umliegenden Dörfern „Seifersdorf“ „Zedlitz“ und „Sirbis“ aufluden.

Dieser Treck fuhr erst Seifersdorf an und die ersten Leute wurden in ihre „Dritte Heimat“ eingewiesen. Der zweite angefahrene Ort war Zedlitz und wir blieben noch auf dem Leiterwagen. Meine Mutter fragte den Begleiter des Transportes, den Herrn Weibrecht „Wir kommen wohl ans Ende der Welt?“ Als wir dann nach Sirbis „einfuhren“, kam die aufklärende Antwort, auch wieder „sozialpolitisch“, denn in Sirbis war die Schule, natürlich auch die Kirche (was uns nun nicht so wichtig erschien) der Kirchgemeinde Seifersdorf, Zedlitz, Wolfsgefärth, Crimla und Sirbis.

Schulzeit

Auch heute nach fast 57 Jahren muss man anerkennen, dass die neue Staatsmacht den „schwächsten“ Mitgliedern der damaligen Gesellschaft die notwendige und damals mögliche Aufmerksamkeit schenkte. Nicht nur, dass der Herr Weibrecht, schon damals in der Verantwortung eines sogenannten „Abschnittsbevollmächtigten“, der kinderreichsten Familie den kürzesten Schulweg beschaffte, er setzte auch durch, dass der größte Bauer den größten „Haufen hungriger Mäuler“ in seinem Wohnhaus angemessenen Wohnraum zur Verfügung stellen musste.

Dies war das kinderlose Bauernehepaar Albert und Wally Zimmermann. Wie gesagt, keine eigenen Kinder und nun zwangsweise eine Mutter mit 4 Kindern, 10, 9, 7 und 3,5 Jahre alt im Haus.

Unsere Mutter war Bauernkind und kannte alle Arbeiten der Landwirtschaft. So war sie natürlich sofort in den großbäuerlichen Betrieb eingebunden. Ab früh 5:30 Uhr im Stall, in dem mindestens 20 Milchkühe auf das Melken warteten, nach dem Frühstück und schulfertig machen der Kinder, ging es auf das Feld und abends ab 18 Uhr warteten erneut die Kühe.

Dem großen Fleiß und Einsatz unserer Mutter in den Jahren bis 1949 verdankten wir, dass es immer etwas zu essen gab. Natürlich haben wir Kinder ebenfalls nach den Schulstunden alle möglichen Arbeiten im Stall auf Wiesen und Feldern mitgemacht. Das Verhältnis zu den Bauersleuten wurde nach kurzer Zeit sehr freundlich, ja, fast herzlich in späterer Zeit.

Erwähnenswert ist auch folgende, wiederum „sozialpolitische“ Maßnahme der kommunalen „Staatsmacht“ der Kirchgemeinde Sirbis, zugunsten der „Schwächsten“ der damaligen Zeit:

Alle Schulkinder der Evakuierten/Vertriebenen wurden gleichmäßig den einzelnen Bauern zum täglichen Mittagessen zugeteilt, die Bauern Steinmetzger, Weihrauch und Zimmermann waren für längere Zeit „von Amts wegen“ mit dafür zuständig, dass wir in einer Zeit, da viele Menschen Hunger leiden mussten und hamstern und betteln gingen, ausreichend zu essen hatten.

In der Sirbiser Grundschule machte das Lernen von Anfang an Spaß. Vieles war sicher improvisiert, neben älteren ausgebildeten Lehrern, wie Lehrer Metzke waren die meisten so genannte „Neulehrer“. Ich habe sie alle in bester Erinnerung. Den Herrn Löffler, mit dem wir noch abends in der Dunkelheit am Dorfteich Sternenkunde betrieben, die Lehrer Gebhardt und Raffael, die heute noch leben, der Fachlehrer Wagner, der auch „Singen“ und Musik unterrichtete. Ihm verdanke ich bis heute die Kenntnis von vielen Volksliedern und die Notenkenntnis. Fräulein Müller, sie beherrschte Englisch, dadurch geschah auch in einem kleinen Dorf in schwerer Nachkriegszeit „die Fremdsprachenausbildung“. 1947 bis 1948 hatte ich Englischunterricht.

Heute denke ich immer noch gern und wehmütig an die, materiell gesehen, ärmliche und bescheidene Kindheit von 1945 bis 1949 zurück. Das Leben in einem Bauerndorf der damaligen Strukturen bot eigentlich alles, was Kindern in diesem Alter Spaß, Freude und Abwechslung bringt. Wir lernten mit Pferden umgehen, durften und mussten voll beladene Heu- bzw. Getreideerntewagen von Wiese und Feld nach Hause in die Scheune kutschieren. Natürlich war auch ständig Mitarbeit im Stall und auf dem Feld angesagt.

Heimkehrer der Verwandten

Für uns Kinder waren die Heimkehrer aus Kriegsgefangenschaft und den von Russen und Polen besetzten ehemaligen deutschen Ostgebieten spannende Abwechslungen.

Für unsere Mutter wurde es zur zusätzliche Belastung, als 1946 plötzlich ihre Schwestern Liesbeth (1947 aus dem russischen Arbeitslager in Tscheljabinsk entlassen) und Ruth nach zwei Jahren „Leben eines Wolfskindes“ sowie Kriegsinvalide Walter Wisbar, (Mann von Stiefschwester Grete und Vater von Brita) und Brita (1948 aus dem Tilsiter Waisenhaus entlassen) nach Sirbis kamen.

Ein wirklich bedeutender Tag war der 31.03.1949. An diesem Tag wurde unser Vater 40 Jahre alt, und wie wir durch das „Rote Kreuz“ wussten, lebte Vater in einem Kriegsgefangenenlager in der Gegend Preußisch-Eilau/Königsberg. Natürlich warteten wir jeden Tag auf seine Entlassung.

An diesem 31.03. spielten wir Kinder nachmittags auf dem Schulhof Völkerball (zwei Mannschaften auf zwei Spielfeldern, die sich gegenseitig durch Körpertreffer abschießen müssen), als plötzlich ein großer abgehärmter Mann im verschlissenen Militärmantel und einem Holzkoffer in der Hand über die kleine Brücke des Dorfbaches auf den Schulhof zukam. Dieser Mann war unser Vater.

Ein neuer Anfang

Auch hier muss man feststellen, dass die „Glücksfee“ wieder einmal auf uns wohlwollend geschaut hatte. Nach kurzer Zeit war ein Schneidertisch beschafft, die Singer-Nähmaschine hatte ja wie ein Wunder den Transport aus Tilsit nach Lichtenwalde überstanden. (Unsere Mutter war im November 1944 noch einmal gemeinsam mit einem Sack Roggen bzw. Roggenschrot nach Lichtenwalde gefahren um sie zu holen, und die Maschine hatte den weiteren Transport von Lichtenwalde nach Sirbis gut überstanden.)

Vater arbeitete als selbstständiger Schneidermeister in Sirbis bis die „Kollektivierung“ auch im Handwerk einsetzte, das heißt bis zur Gründung der „Produktionsgenossenschaft des Schneiderhandwerks Weida“, Mitte der 50 er Jahre. Er wurde von Anfang an der Vorsitzende der Genossenschaft und blieb dies bis zum Ausscheiden als Rentner. In Sirbis hat er noch zwei Lehrlinge zum Herrensneider ausgebildet, einmal meine Schwester Marianne, die sich heute noch dank dieses Berufes mit 66 Jahren ein Zubrot verdienen kann, sowie Herta Rudolf ebenfalls zur Herrensneiderin.

Durch die glückliche Heimkehr meines Vaters, war ein zweiter „Ernährer“ für 4 Kinder da. Damit fiel die Entscheidung, mich ab September 1949 zur Oberschule nach Weida gehen zu lassen, und nicht unmittelbar zum „Geldverdienen“ in die Berufsausbildung zu schicken, meinen Eltern wohl etwas leichter. Dafür bin ich ihnen nach dem erfolgreichen Abschluss der Oberschule mit dem Abitur bis heute noch sehr zu Dank verpflichtet.

Die Entscheidung, ca. 7 km, täglich hin und zurück, nach Weida zur Schule zu laufen, nur auf Wiesen- und Feldwegen ist für die heutige jüngere Generation gar nicht nachzuvollziehen. Für ein Fahrrad waren wir zu arm, öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht. Erst ab dem 10. Schuljahr organisierte mein Vater für mich ein altes Fahrrad, den großen Zahnkranz nannten wir „Kuchendeckel“. Anfangs wurde Vollgummi bereift gefahren, später half Tante Ella aus Wilhelmshaven („aus dem Westen“) mit einem kompletten Satz Dunlop-Bereifung aus.

Trotz dieser Anstrengungen ist auch die „Oberschulzeit“ als ein Stück schöner und romantischer Jugendzeit in meiner Erinnerung geblieben. Ganz zu schweigen von der guten Bildung, die ich erhielt, die Voraussetzung für ein anschließendes Hochschulstudium. (Diesem Lebensabschnitt widme ich ein eigenes Kapitel, wozu ich auf Tagebuch-Notizen zurückgreifen kann.)

Erwin Feige, geschrieben im Mai 2002